

Aus dem Inhalt:

Ist Vollkommenheit erstrebenswert?

Die neuzeitliche Form der Taufe

Hin zu einer Freigabe der Taufe

Die Anfänge der
Tempelkolonie Jerusalem

Lesenswerte Bücher

TREFFPUNKT
Gemeindemitteilungen

Ist Vollkommenheit erstrebenswert?

Ulrich von Hasselbach

»Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!«

Vollkommen ist keiner. Wir kennen diese Feststellung. Sie wird oft und gern gebraucht, und man kann ihr kaum widersprechen. Denn natürlich ist niemand vollkommen. Wer hätte keine Mängel und Schwächen! Wer bliebe nicht seinen Mitmenschen, aber auch sich selbst und nicht zuletzt Gott manches schuldig! Vollkommen ist keiner. Das Wort scheint unanfechtbar. Aber so, wie es die meisten meinen, ist es doch nicht einfach zu akzeptieren. Es hat nämlich einen Beiklang, der ein Mißklang ist. Es ist häufig gemeint als eine billige Entschuldigung. Man redet sich damit heraus, wenn man sich etwas vorzuwerfen hat. Als ob es gar nicht so sehr darauf ankäme, was einer getan oder nicht getan hat und wie er sich seinen Mitmenschen gegenüber verhielt, da ja nun einmal keiner vollkommen sei.

Mit dieser Feststellung darf es nicht sein Bewenden haben. Es ist hier durchaus eine Ergänzung erforderlich, nämlich im Sinne des Paulus-Wortes: »Nicht daß ich's schon ergriffen hätte oder schon vollkommen sei. Ich jage ihm aber nach, daß ich es ergreifen möchte.« Nachjagen, das heißt: nicht stehenbleiben, Kräfte aufbieten für die ständige stille Arbeit an sich selbst. Darauf kommt es doch wohl an.

Aber ist denn Vollkommenheit überhaupt ein erstrebenswertes Ziel? Kann nicht viel eher die Unvollkommenheit unter uns Menschen Humanität und Toleranz bewirken? Kann sie nicht – oder jedenfalls das Bewußtsein der allgemeinen Unvollkommenheit – enge und verhärtete Gemüter weiten und lockern? Kann es nicht viel eher zu einer Bruderschaft der Unzulänglichen kommen als zu einer Bruderschaft der Korrekten? Und gibt es nicht so etwas wie eine Blindheit der Vollkommenen? »Wer ist so blind wie der Vollkommene?« fragt der Prophet (Jes. 42,19), und wir spüren wohl, daß in diesem Wort eine Wahrheit verborgen ist. Der Vollkommene setzt Maßstäbe, die er auch anderen gegenüber durchsetzen möchte und mit denen er oft zu Strenge und Unnachgiebigkeit neigt.

Wer ist denn, so müssen wir hier wohl fragen, mit diesen Vollkommenen gemeint? Wir werden das am besten verstehen, wenn wir uns mit einem Fremdwort helfen, das eben schon einmal ausgesprochen wurde, nämlich mit dem Fremdwort: der Korrekte. Der Korrekte ist der Mensch, der vorgeschriebene Regeln, aber auch Brauch und Sitte peinlich befolgt; der es nie wagen würde, seinen Ruf aufs Spiel zu setzen, der sich nie seine Hände schmutzig macht; der die bestehenden Gesetze und Gebote peinlich befolgt. Der Korrekte fordert viel, nicht nur von sich selbst, sondern von anderen, die er damit meist *überfordert*.

Jesus ist in seiner Zeit solchen Korrekten vor allem in der Gruppe der Pharisäer begegnet. Die hielten das Gesetz, sie bildeten sich etwas darauf ein, und sie verachteten die anderen. Wir wissen, wie tief der Gegensatz zwischen diesen Kor-

rekten und Jesus gewesen ist. Jesus war *kein* Korrekter und insofern *kein* Vollkommener. Er ließ sich nicht von Vorschriften bewegen, sondern von der Güte des Herzens, von brüderlicher Barmherzigkeit, von Verständnis suchender Liebe. Und er handelte, wie es jeweils der Situation des Augenblicks entsprach.

Sicher war er nicht so töricht, etwa die Unentbehrlichkeit von Gesetzen in Frage zu stellen. Es ist ja deutlich, daß Gesetze bestehen, daß sie gewahrt und befolgt werden müssen, wenn es nicht zu einer allgemeinen Verunsicherung kommen soll, in der keine Gemeinschaft leben kann. Aber für Jesus waren Gesetze nicht das *Letztgültige*, sondern darüber stand für ihn die menschliche Einfühlung, die brüderliche Barmherzigkeit. Und Gesetze tragen ja immer irgendwie an sich das Merkmal des Unzureichenden. Weil einfach menschliches Recht nicht allem gerecht werden kann. Der Korrekte setzt gerade mit seiner Rechtheit falsche und einseitige Maßstäbe. Der Mensch kann nicht nur danach beurteilt werden, inwieweit er bestehenden Regeln, Bräuchen und Sitten folgt.

Die Vollkommenheit, wenn sie so, wie wir es eben schilderten, als Korrektheit verstanden ist, ist etwas durchaus Fragwürdiges. Korrektheit bedeutet sehr oft in erschreckendem Maße Lieblosigkeit und Ungeduld. Also ist offenbar die Vollkommenheit gar nichts unbedingt Erstrebenswertes, jedenfalls nicht, wenn sie in diesem Sinne als Korrektheit verstanden wird. Dies gilt aber auch, wo man unter Vollkommenheit Bedingungslosigkeit, Kompromißlosigkeit und damit Radikalität versteht. Denn auch die machen die Menschen blind. Wie der Korrekte nicht die Voraussetzungen und Möglichkeiten des weniger Korrekten im Auge hat und insofern blind ist, wird der Radikale und Kompromißlose blind für das Recht der Andersgearteten und Andersdenkenden, und insofern verarmt er gerade mit seiner scheinbaren Vollkommenheit.

Es wird sicher keiner der Halbheit das Wort reden wollen, weder der Halbheit des Herzens und der Gesinnung, noch der Halbheit des Redens und Tuns. Jesus hat sich über die Lauen sehr abfällig geäußert. Es soll schon einer wissen, was er will, und er soll auch dazu stehen. Aber er darf dabei nicht vergessen, daß er unter Menschen lebt, die ganz anders denken als er, die andere Vorstellungen und Interessen haben und andere Ziele verfolgen. Weil das so ist, wird entweder die eine Denkweise und Zielsetzung alle anderen unterdrücken müssen – und das wollen wir sicher alle nicht – oder aber es wird das als unerlässlich erscheinen, was viele oft sehr abschätzig nennen, nämlich der Kompromiß. Es mag sogenannte faule Kompromisse geben, aber es gibt eben auch gute und notwendige, so etwa schon zwischen Ehepartnern. Wie kann es denn eine Ehe geben ohne Kompromisse! Zwischen Eltern und Kindern, zwischen Nachbarn und beruflichen Partnern und natürlich auch zwischen den Vertretern politischer Interessen wird es nicht abgehen ohne Kompromisse. Der Kompromiß ergibt sich zwangsläufig aus dem Eingehen auf den Mitmenschen, auf seine Wesensart und seine Wünsche. Wenn Vollkommenheit Kompromißlosigkeit sein soll, dann ist Vollkommenheit etwas Gefährliches.

Ist dann nicht überhaupt dem Unvollkommenen der Vorzug zu geben vor dem Vollkommenen? Es sieht so aus. Aber wie ist dann das Wort Jesu zu verstehen:

»Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist«? Nun, wir werden dieses Wort ganz sicher falsch verstehen, wenn wir es aus seinem Zusammenhang reißen. Es steht in der Bergpredigt (Matth. 5,48), und zwar dort, wo Jesus sehr nachdrücklich fordert, auch den Gegner, den Feind, nicht auszuschließen aus der umfassenden Grundgesinnung der Liebe und also auch in ihm vor allem anderen den *Menschen* zu sehen. Er weist ja darauf hin, daß Gott in seinem schöpferischen Wirken seine Sonne aufgehen läßt über die Bösen und über die Guten, daß da also keiner ausgeschlossen wird. Und so sollten auch wir Menschen Enge oder gar Haß überwinden und in unserem Bemühen umeinander keinen ausschließen, es sei denn, er schließt sich selber aus und versperrt sich gegen uns. Das ist gemeint und nur das. Wie könnte denn auch Jesus von den Menschen, die er ja wahrhaftig gekannt hat, etwa fordern, sie sollten in allen Bereichen und Beziehungen des Lebens vollkommen sein!

War er denn selbst vollkommen? Er hat sich in bestimmten Situationen seines Lebens sehr mit sich selbst herumschlagen müssen, und es hat für ihn Konflikte gegeben, in denen er zu einem anfechtbaren Verhalten gekommen ist. Denken wir etwa an die Art, wie er mit seiner Mutter umgegangen ist: »Weib, was habe ich mit dir zu schaffen«, oder wie er seine Brüder und Schwestern einfach stehen ließ, als sie ihn nach Nazareth zurückholen wollten. Seinen Hauptgegnern gegenüber, den Schriftgelehrten und Pharisäern, hat er Worte von verletzender Heftigkeit gefunden – in einem sicher verständlichen Zorn. Aber darin war er offenbar nicht vollkommen. Sonst wäre er ja auch kein »wahrer Mensch« gewesen.

Und trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, ist er für uns das lebendige Leitbild – mit seiner Grundhaltung und Grundgesinnung. Durch seine Ausstrahlung aber, durch die erlösende Wärme seines Wesens, durch die Güte des Herzens, die vor allem die Schwachen, Verirrten und Verachteten erfuhren, durch alles, was an Heilendem und Erneuerndem von ihm ausgegangen ist, aber auch durch das aus tiefster Erfahrung begründete Wissen von Gott wird er dessen bevollmächtigter Bote und zugleich der Vorbote einer kommenden Welt. Und dieser Jesus, der ebenso als Heiland der Herzen wie als Heiland der Welt zu sehen ist, hat uns wissen lassen, daß Gott uns annimmt mit allem, was zu uns gehört, und daß er zu uns Ja sagt. Er hat uns wissen lassen, daß Gott nicht finster ist, und hat so unsere Herzen aufgeschlossen für das Licht, das hineinscheint in alles Dunkel, das immer um uns bleibt, bis wir mit all unseren Unvollkommenheiten hinübergenommen werden in die bergende Fülle des Ewigen.

(aus einer Predigt am 20. Oktober 1985)

Die neuzeitliche Form der Taufe

»Ein jeder lasse sich taufen auf den Namen Jesu Christi«

Mancher »Warte«-Leser wird einen leichten Schock empfinden, wenn er dieses Petrus-Wort (Apg. 2,38) als Überschrift eines »Warte«-Artikels vorfindet. Ist nicht der äußerliche Unterschied, mit dem die Tempelgesellschaft sich von allen anderen christlichen Religionsgemeinschaften abhebt, gerade der, daß die Taufe, wie sie bei den anderen als Kinder- oder Erwachsenentaufe ausgeübt wird, in der Tempelgesellschaft nicht vorgenommen, mindestens aber nicht als unerläßliche Kult-handlung oder gar als Sakrament angesehen wird?

Zunächst eine Klarstellung: Das, was bei den anderen christlichen Religionsgemeinschaften geübt wird, ist *nicht* die Taufe auf den Namen Christi. Getauft wird dort auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, also des sogenannten dreieinigen Gottes. Nun mag man über die Dreieinigkeit denken wie man will. Christoph Hoffmann hat sie in seinem Zweiten Sendschreiben als mit der Vernunft und mit den Schriften des Neuen Testaments unvereinbar gekennzeichnet, hat aber seine ursprüngliche Auffassung der Unvereinbarkeit dieser Lehre mit dem Tempelglauben später ausdrücklich nicht aufrechterhalten (siehe Fr. Lange, »Geschichte des Tempels«, S. 913). Es gibt andererseits auch in unserem Kreis manche, die ihr einen hohen Wert zusprechen, etwa unter dem Gesichtspunkt, weil in ihr zum Ausdruck komme, daß es eine verstandesmäßig »aufgehende«, vollbefriedigende Deutung der Weltwirklichkeit nicht gebe. Eines steht heute unumstößlich fest: Jesus von Nazareth hat die Lehre von der Dreieinigkeit nicht gekannt, nicht geglaubt und nicht gepredigt.

Das ergibt jede einigermaßen unbefangene Betrachtung der Evangelien (die einzige »trinitarische« Stelle in den Synoptikern, der sogenannte Missionsbefehl Matth. 28,19 kann in dieser Form nicht auf Jesus zurückgehen, da die Apostel gerade nicht auf den Namen des dreieinigen Gottes, sondern nach vielfacher Überlieferung auf den Namen Jesu Christi, »eis Christon«, getauft haben, was sie sicher nicht getan hätten, wenn eine anderslautende Anweisung Jesu vorgelegen hätte). Der geschichtliche Jesus, wie er uns in den Synoptikern begegnet, hat für seine Person nicht bloß die göttliche Verehrung, sondern schon die Anrede »gut« abgelehnt, und zwar gerade mit der Begründung, daß diese Bezeichnung nur Gott zukomme und nicht ihm (Mark. 10,18). Auch das übrige Neue Testament kennt – trotz gelegentlicher Dreiklangformen – den Begriff einer göttlichen Dreieinigkeit nicht.

Das würde an sich nicht ausschließen, daß er trotzdem zu Recht bestünde. Die geistige Entwicklung steht nicht still. Jede Zeit hat die Möglichkeit neuer Erkenntnisse. Aber wir können nur das als richtig annehmen, was unserer Prüfung standhält. Und das tut die Dreieinigkeitslehre nicht. Jedenfalls aber ist sie für das Verständnis Jesu und für die Ausbreitung seiner Botschaft uns und den heutigen Menschen der abendländischen Welt keine Hilfe und keine Förderung. Und deshalb hat sie in der Tempelgesellschaft nicht *mehr* Platz als etwa das ptolemäische Weltsystem (mit dem sie ja früher meist Hand in Hand ging).

Damit kommen wir der Sache näher. »Laßt euch taufen auf den Namen Jesu Christi!« heißt: Werdet Glieder des von ihm ins Werk gesetzten Unternehmens! Durch welches Mittel oder äußere Zeichen das zum Ausdruck kommt, ist dabei von völlig untergeordneter Bedeutung. Die Taufe ist bekanntlich von Jesus nicht erfunden worden, sondern von Johannes. Sie war das äußere Zeichen der Annahme seiner Lehre von der Notwendigkeit der Sinnesänderung (Buße), wir würden heute sagen: des Beitritts zu seiner Vereinigung. Im Jüngerkreis Jesu wurde anfangs diesem äußeren Zeichen nur geringe Bedeutung beigelegt (Paulus verwahrt sich noch dagegen, daß er von Jesus geschickt sei zu taufen, und der Johannes-Evangelist hält es noch für angezeigt, hervorzuheben, daß Jesus selbst nicht taufte (Joh. 4,2).

Aber wie es bei der menschlichen Schwachheit geht, das äußere Zeichen, das Symbol, wird so leicht für wichtiger genommen als was es ausdrücken soll; der Götze, die Götterstatue, wird mit der Gottheit identifiziert; an die Stelle des durch die Taube symbolisierten Friedensgeistes wird die Taube gesetzt; die Vision des Lebendigen wird umgedeutet in »leibhaftige« Erscheinung (Auferstehung des Leibes) usw.

Lassen wir uns dadurch nicht beirren. Was uns not tut, ist die Taufe auf den Namen Jesu Christi, das klare Bekenntnis zu ihm. »Wer läßt mit der Taufe des Meisters sich taufen?« fragt schon Christoph Hoffmann. Dazu braucht es kein Wasser, aber einen mutigen Entschluß und ein klares Bekenntnis. Die neuzeitliche Form der Taufe ist der Beitritt zur Tempelgesellschaft.

(Gebietsleiter Jon Hoffmann in der »Warte des Tempels« Februar 1959)

Hin zu einer Freigabe der Taufe

Thesen eines evangelischen Pfarrers für eine glaubwürdigere Taufpraxis

In einem beachtenswerten Aufsatz (»Forum Freies Christentum« Nr. 36, Februar 1997) spricht ein Gemeindepfarrer der Evangelischen Landeskirche in Württemberg (Dr. Jochen Vollmer) von seinem immer größer werdenden Unbehagen beim Tausen von Säuglingen. Er erkennt, daß er »die Praxis der Unmündigentaufe theologisch nicht mehr verantworten kann«. Und er führt anhand von Schriftstellen im Neuen Testament aus, daß die heutige Taufpraxis mit der Einstellung Jesu und der Apostel nicht zu vereinbaren ist: »Wenn lutherische Kirchen in ihrem Dienstrecht für Pfarrer und Pfarrerinnen festschreiben, daß die Anerkennung der Kindertaufe Voraussetzung für die Bekleidung eines Pfarramtes oder eines anderen leitenden Amtes ist, so erheben sie eine Praxis, die nicht nur nicht schriftgemäß, sondern schriftwidrig ist, die nicht nur der Rechtfertigungslehre nicht entspricht, sondern von Luther selbst als Sünde bezeichnet wurde, zu einem entscheidenden Kriterium für den Pfarrdienst.«

Solche kritische Bemerkungen zur kirchlichen Taufe sind nicht zum ersten Mal geäußert worden. Gerade wir Templer können ja als Beispiel das »Sendschreiben« von Christoph Hoffmann über »den Tempel und die Sakramente« anführen, in dem der Tempelgründer schon vor 120 Jahren in ähnlicher Weise formulierte: »Die heutige Taufe ist das gerade Gegenteil der Taufe, von der Jesus Christus befohlen hat: Lehret alle Völker und taufet sie.«

Hier noch ein zweiter Vergleich zwischen den beiden aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden Theologen. Dr. Vollmer zieht aufgrund seiner Bibeluntersuchungen folgendes Fazit: »Jesus selber hat nicht getauft und die Taufe auch nicht geboten. Mit einer eigenen Taufpraxis hätte Jesus das Mißverständnis produziert, die universale Geltung des Reiches Gottes als Herrschaft der unbegrenzten, unbedingten und vorbehaltlosen Liebe Gottes einzuschränken in dem Sinne, daß nur die Getauften an Gottes Reich Anteil hätten.« Und in gleicher Richtung argumentiert Christoph Hoffmann 1878: »Wenn die Taufe das 'Bad der Wiedergeburt' in dem Sinne ist, daß durch sie die Wiedergeburt des Menschen geschieht und man durch sie in das Reich Gottes eingeht, dann braucht man ja keine Aufrichtung des Reiches Gottes mehr, sondern man hat dasselbe schon. Wer also nach dem Reich Gottes trachtet, der kann nicht an Sakramente glauben, in denen man das Reich Gottes schon hat, und wer an die Sakramente glaubt, der kann nicht nach dem Reich Gottes trachten, weil er es ja seiner Meinung nach schon hat.«

Wir sehen also, daß das Problem des Taufverständnisses auch über eine so lange Zeit von 120 Jahren nicht gelöst worden ist und immer noch Zweifel und Unbehagen auslöst. Dr. Jochen Vollmer setzt sich in seinen »Thesen« im einzelnen mit allen von der württembergischen Taufagende angeführten Schriftbelegen auseinander und weist nach, daß der Sinn der dort geschilderten Taufe ein anderer ist als die von der Kirche eingeführte kultische Handlung. Er wendet sich natürlich vor allem gegen den erst durch die Kirche eingeführten Brauch der Kleinkindertaufe. In seiner 5. These heißt es dementsprechend: »Ein jedes Kind ist von Gott nicht erst mit der Taufe, sondern vom Akt der Zeugung an unendlich geliebt. Die noch immer unterschwellig in unseren Gemeinden verbreitete Auffassung, bis zur Taufe stehe ein Kind unter dem Bann und der Macht der Erbsünde und des Teufels, ist eine theologische Konstruktion der Alten Kirche, die uns nicht mehr binden kann. Wir haben (*gegen* die Taufagende Württemberg) nicht die Taufe im Kontext der Erbsünde und der Verlorenheit der Nichtgetauften zu predigen, sondern Gottes unendliche Liebe, die einem *jeden* Menschen gilt, dem Gott das Leben geschenkt hat, ob er nun getauft ist oder nicht.«

Bei uns Templern rennt Dr. Vollmer offene Türen ein, wenn er in These 18 fordert: »Kirchliches Handeln an neugeborenen Kindern kann nach dem Befund des Zweiten Testaments und dem Taufverständnis Martin Luthers nicht die Kindertaufe, sondern allein die *Kindersegnung* sein, die Bitte um Gottes Segen für ein Kind in seinem Gedeihen und Wachsen an Leib und Seele, im Geiste und im Glauben.« Gerade das ist ja Sinn und Inhalt der templerischen »Darstellung« von Kindern, und wir haben es mit Interesse verfolgt, daß es in der Brüdergemeinde Korntal für

Eltern seit einiger Zeit die Möglichkeit gibt, zwischen der Taufe und der »Segnung« ihres Kindes zu entscheiden.

Aber nicht nur die Kindertaufe, auch die Erwachsenentaufe geht in ihrer heutigen Form nicht auf Jesus zurück. Matth. 28,18-20 ist der einzige Text des Neuen Testaments, der die Taufe als Gebot des *aufgestandenen* Jesus überliefert. Daß es sich bei dieser Schriftstelle um einen *Glaubensinhalt* der jungen Christengemeinden handelt und nicht um Worte des irdischen Jesus, versteht sich von selbst. Doch sollte auch sehr genau auf die Formulierung im Text geachtet werden, nämlich auf die Reihenfolge der Anweisungen im sogenannten Missions- und Taufbefehl: Gehet hin – machet zu Jüngern – tauft – lehrt halten alles! Der Taufe geht also das »zu Jüngern machen« voraus. Dr. Vollmer: »Die Völker zu Jüngern machen geschieht durch die Verkündigung der Botschaft vom Reich Gottes. Wer diese Botschaft im Glauben annimmt und sich in die *Nachfolge Jesu* rufen läßt, wird zum Jünger, zur Jüngerin. Erst darauf folgt die Taufe. Und auf die Taufe folgt die lebenslange Einübung, Aneignung und Verinnerlichung der Lehre Jesu, der Bergpredigt.« Nach Dr. Vollmer hat Luther den Doppelpunkt in seiner Übersetzung an der falschen Stelle gesetzt: Nicht so ist der Taufbefehl gemeint: »... machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie ...«, sondern allenfalls so: »... machet zu Jüngern alle Völker: Verkündet ihnen die Botschaft, taufet sie ... und lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe.«

Ganz besonderen Anstoß nimmt Pfarrer Vollmer an der *Verpflichtung zur Taufe*, wenn man zur christlichen Kirche gehören will. Die Säuglingstaufe zur Pflicht zu machen, hält er nicht nur für sachlich falsch, sondern sogar für »antichristlich«. In der Taufe geht es ja um den Glauben, der beim Säugling stellvertretend von den Eltern bekannt wird. Dürfen die Eltern aber für ihr unmündiges Kind sprechen? »Stellvertretung darf es in der Liebe geben, ja, aber im Glauben, nein!« Diese Haltung nimmt auch die Tempelgesellschaft ein, wenn sie zur Mitgliedschaft die persönliche Beitrittserklärung des volljährigen Menschen verlangt und eine Mitgliedschaft durch Geburt ausschließt.

Auch These 20 spricht uns Templer in tiefster Seele an, da sie von dem nach unserer Auffassung *alleinigen* Ziel christlichen Glaubens spricht: »Gott braucht Menschen für sein Reich und seine Gerechtigkeit. Steht die Taufe im Dienst unserer *Berufung zu Gottes Reich*, so wird sie *recht* gebraucht. Gott aber kann Menschen auch *ohne* Taufe berufen. Jedenfalls wird es das in Zukunft geben: ungetaufte Christen, Menschen, die Gott ohne Taufe berufen hat. Daraus folgt für eine glaubwürdigere Taufpraxis in der letzten Konsequenz die Lösung der Verbindung von Kirchenmitgliedschaft und Taufe, die *Freigabe der Taufe*.« Diese Worte sind ein Bekenntnis zum Wesentlichen des christlichen Glaubens, sie zeugen von großer Offenheit und Freiheit in Dingen, die dem Wesentlichen untergeordnet bleiben sollten.

Peter Lange

(Das »FORUM«-Heft Nr. 36 ist zu 6 DM bei der TGD-Verwaltung zu erhalten)

»Ebenezer« – Bis hierher hat der Herr geholfen

Rückblick auf die Anfänge der Tempelkolonie Jerusalem

Im Jahr 1854 - es sind jetzt bald 150 Jahre her - entstand in Württemberg die erste Keimzelle der heutigen Tempelgesellschaft. Nicht weit von hier, in Ludwigsburg, wurde damals von etwa 200 reformwilligen Pietisten eine Vereinigung gegründet mit dem Namen "Gesellschaft für Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem". Aus dem Namen dieser Gesellschaft könnte man darauf schließen, daß die maßgeblichen Führer der Jerusalemsfreunde, wie man sie damals nannte, als erstes eine Ansiedlung in *Jerusalem* ins Werk setzen würden. Dem war aber nicht so. Es ist zwar 14 Jahre nach der erwähnten Ludwigsburger Versammlung von ihnen eine erste Niederlassung in Palästina gegründet worden, aber nicht in Jerusalem, sondern in Haifa. Kurze Zeit später entstand eine zweite Kolonie, diesmal in Jaffa, und zwei Jahre danach eine dritte in der Saron-Ebene. Erst ganze 24 Jahre nach der Gründungsversammlung in Ludwigsburg war es dann soweit, daß der Tempelvorsteher Christoph Hoffmann mit der Tempelzentrale und der höheren Schule hinaufzog in die Stadt auf dem Berge, in die Ewige Stadt, wie sie vielfach genannt wird.

Doch dieses Jahr 1878 markierte nur die *Ankunft der Tempelleitung* in Jerusalem, die *Anfänge der Kolonie* reichen viel weiter zurück. Die ersten Anhänger des Tempels waren sogar noch vor der Gründung der Tempelkolonie Haifa nach Jerusalem gekommen. Aber es war noch keine organisierte Ansiedlung gewesen, und die Templer wohnten verstreut über die ganze Altstadt. Die Areale der drei ersten Kolonien waren maßgeblich durch die Tempelführer Hoffmann und Hardegg geplant und erworben worden, die Kolonie Jerusalem jedoch entstand aus Zufälligkeiten heraus und verdankte ihren Anfang der persönlichen Initiative einzelner Templer. Wir können uns heute kaum mehr vorstellen, welche Umstellung in der Lebensweise es für Europäer bedeutet hat, damals in einer orientalischen Stadt wie Jerusalem zu wohnen und daneben auch noch einem Broterwerb nachzugehen. Ich möchte deshalb diesen ersten Pionieren aus der Gründungszeit der Tempelkolonie Jerusalem in einem kurzen Rückblick ein Denkmal setzen. Dieser Rückblick muß allerdings kurz und lückenhaft bleiben, da wir über keine ausreichenden Aufzeichnungen aus dieser Zeit im Archiv verfügen. Wie ist es nun zu dieser Ansiedlung gekommen?

Beginnen möchte ich meine Aufzählung der ersten Pioniere mit *Christian Eppinger* aus Kornwestheim. Er war in jungen Jahren als Missionar in der Pilgermissionsschule St.Chrischona bei Basel ausgebildet worden. Ein Jahr verbrachte er dann auf der Evangelistenschule der Templer auf dem Kirschenhardthof, bis er dann im März 1860 - er war damals 27 Jahre alt - zusammen mit drei weiteren Missionaren von der Tempelleitung nach Palästina geschickt wurde. Wir besitzen im Archiv heute noch das von Christoph Hoffmann unterschriebene Zeugnis, mit dem bescheinigt wurde, daß Eppinger in Palästina für die Ausbreitung des Evangeliums tätig werden sollte.

Durch Vermittlung des Basler Missionars Metzler fand Eppinger eine Unterkunft in Jerusalem. Er fand schnell Verbindung zum Syrischen Waisenhaus und zu dessen Leiter Johann Ludwig Schneller, den er schon von seiner Zeit bei der Pilgermission St. Chrischona her kannte. Seine drei Missionarsfreunde – Heuschele, Hochstetter und Sonderecker – fanden ebenfalls Aufnahme und Anstellung bei Schneller, sind aber nicht in Jerusalem geblieben. Da Eppinger handwerklich ausgebildet war, machte er sich kurze Zeit darauf als Schneidermeister in der Altstadt von Jerusalem, ganz in der Nähe der Grabeskirche, selbständig und eröffnete später sogar einen Laden, in dem er deutsche Waren verkaufte. Er war angesehen und man lobte besonders seine guten Arabisch-Kenntnisse. Sogar in den damaligen bekanntesten Reiseführern des Orients, wie Baedeker, wurde sein Geschäft erwähnt.

1864 heiratete Christian Eppinger in Jerusalem die aus Neuffen stammende *Babette Rohrer*. Diese Heirat hatte es in sich, denn es war eine Art Fernverlobung. Babette war auch eine Jerusalemsfreundin und hatte die Vorträge und Versammlungen von Christoph Hoffmann in Stuttgart besucht. Bei einer solchen religiösen Versammlung las Hoffmann eines Tages einen Brief von Eppinger vor, in dem dieser anfragte, ob es in Templerkreisen eine geeignete Lebensgefährtin für ihn gebe. Was man sich heute nicht vorstellen kann, geschah: Babette wollte etwas Besonderes, etwas Rechtes, etwas ins Leben Einschneidendes tun und damit auch dem Aufbau des Tempels einen Dienst erweisen und sagte nach einiger Bedenkzeit zu, ins Heilige Land aufzubrechen. Und es wurde eine gute Ehe. Der Eppinger-Sohn David war der erste Templer, der in Palästina das Licht der Welt erblickte.

1867 - also immer noch *vor* der ersten organisierten Auswanderung der Templer - gewährte das Ehepaar Eppinger in der Altstadt von Jerusalem einem jungen deutschen Schlosser Unterkunft und Gastfreundschaft. Es war *Paul Aberle*, so wie Babette Eppinger ebenfalls aus Neuffen stammend. Aberle war auf recht sonderbare Weise zur Ausreise bewegt worden. Die in Württemberg wohnende Braut des Kirschenhardthöfer Evangelisten Sonderecker, der mit Eppinger zusammen nach Palästina gekommen war, sollte zu ihrem Bräutigam an einen Ort in der Jeseelebene bei Haifa gebracht werden. Da man ein junges Mädchen nicht allein auf eine solche Reise schicken konnte, wurde Aberle zu ihrem Begleiter bestimmt. Die Braut hat es dann später allerdings nicht in den primitiven Verhältnissen im Orient ausgehalten und ist in ihre Heimat zurück gereist, für Paul Aberle wurde die Begleitfahrt jedoch zum Lebensschicksal: er ging nach Jerusalem und wurde zu einem der Begründer der Templerkolonie dort.

Auch er machte sich nach einer kurzen Tätigkeit in der Werkstatt des Syrischen Waisenhauses in der Jerusalemer Altstadt selbständig. Seine Lebensgefährtin fand er in der Nichte der Frau Schneller. Es ist kennzeichnend für den Geist unter den Templern damals, daß ihnen ihre religiöse Einstellung im Leben das Wichtigste war, wichtiger sogar noch als eine Liebesbeziehung. Paul Aberle hatte nämlich - so steht es in seinen Lebenserinnerungen - seine Angebetete vor der Verlobung extra gefragt, ob sie an seiner Tempelzugehörigkeit Anstoß nehmen würde (da sie ja zu den strengeren Pietisten zählte), sonst müsse er leider von einer

Heirat absehen. Offensichtlich war die junge Frau zur Annahme dieser Vorbedingung bereit.

Wie er weiter berichtet, fanden in dieser Zeit schon regelmäßig sonntägliche Versammlungen im Hause Eppinger statt. Es waren damals weitere Jerusalemfreunde in der Altstadt ansässig geworden. Wir hören von 4 Templerfamilien sowie 30-40 jungen Leuten, die dem Tempel angehörten. Zum Ältesten in dieser Gruppe war Martin Blaich von Christoph Hoffmann beauftragt worden. Nach dessen Rückkehr nach Württemberg übernahm dann Johannes Stoll seine Stelle. Der Fleiß und der Ideenreichtum des Paul Aberle trug in späteren Jahren reiche Früchte. Aus seiner Schlosserwerkstatt hat er eine Eisenwarenhandlung gemacht und seine Söhne dann ein landesweit bekanntes Import- und Handelsunternehmen mit Schiffahrtsagentur.

Bekanntlich waren um diese Zeit kleinere Tempelsiedlungen auch in Südrußland entstanden. Einige der rußlanddeutschen Siedler erwogen aufgrund der intensiven Werbetätigkeit der Templer eine Auswanderung nach Palästina. Einer von ihnen war *Nikolai Schmidt I*, der eine Schäferei an der Owetschka unweit der Kuban-Siedlungen führte. Anfang 1873 hatte er anlässlich einer Reise nach Palästina außerhalb der Altstadt von Jerusalem, in der Rephaim-Ebene, Land gekauft in der Absicht, sich dort niederzulassen und Landwirtschaft zu treiben (das Land war preisgünstig zu haben und kostete nur 1 1/2 Piaster je qm). Ein Jahr später wollte er mit seiner Familie dorthin übersiedeln. Auf dieser Reise ist er dann unerwartet gestorben.

Eine seiner Töchter, *Gertrud Schmidt*, war einige Jahre früher nach Palästina gekommen und hatte sich im Herbst 1871 in Jaffa mit dem aus Neuffen stammenden *Matthäus Frank* verheiratet. Frank hatte auch viereinhalb Jahre lang in Südrußland gelebt und seine Braut dort kennengelernt. Einen Tag nach der Hochzeit ist das Ehepaar dann nach Jerusalem gezogen. Nach dem Tod seines Schwiegervaters fühlte sich Frank jetzt dafür verantwortlich, sich um dessen Landbesitz zu kümmern. Die Rephaim-Ebene war damals noch eine öde Steinwüste an der Peripherie der Heiligen Stadt. Durch den Fleiß der deutschen Siedler und durch ihren Einfallsreichtum wurde die Gegend später zu einem blühenden Garten. Die Engländer haben die Gegend später als das »schönste Fleckchen Erde bei Jerusalem« bezeichnet.

Als erstes baute Matthäus Frank auf dem Rephaim-Gelände ein Wohnhaus und eine Dampfmaschine. Am 25. April 1873 wurde der Grundstein dazu gelegt. Über der Eingangstüre war die Inschrift eingemeißelt »Ebenezzer« (d.h. »Bis hierher hat der Herr geholfen«, ein Wort, das aus der alttestamentlichen Geschichte vom Kampf Samuels mit den Philistern stammt). Da Frank nicht das gesamte übrige Gelände verwerten konnte, lud er andere Templer ein, Baugrundstücke zu erwerben. Mit Hilfe der Kolonisationskasse konnte dies auch bewerkstelligt werden. 1874 errichtete Paul Aberle ein Wohnhaus für seine Familie, weitere Bauherren waren *Nikolai Schmidt II*, der Schwager von Frank, sowie *Christian Imberger* und *Gengenbach*.

Es waren dies die ersten Gebäude der späteren Tempelkolonie Jerusalem. Bis dahin hatten die Templer ja an verschiedenen Orten der Altstadt gewohnt. Nun war eine Möglichkeit gegeben, sich in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander niederzulassen. Wir können es uns heute kaum richtig vorstellen, daß zu jener Zeit fast kein Gebäude außerhalb der alten Stadtmauer gestanden hatte. Das Imbergerische Haus ist in unserer Zeit von den jetzigen Bewohnern völlig renoviert worden. Auch heute noch ist über der Eingangstüre der Spruch aus dem Buch Jesaja zu lesen: »Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir!«

Matthäus Frank war also zum eigentlichen *Begründer der Kolonie* geworden. Ihm und seiner Ehefrau Gertrud hat die Enkeltochter Hildegard Buchhalter ein Denkmal eigener Art gesetzt: Frau Buchhalter hat die Gestalt ihrer Großeltern in zwei künstlerisch modellierten Figuren wiedererstehen lassen (bei unserer diesjährigen Tempelgründungsfeier im Juni waren sie im Gemeindesaal zu besichtigen). Als weitere Gründungsmitglieder werden in alten Aufzeichnungen außer den hier Genannten noch die Namen *Matthäus Faig* und *Christian Messerle* erwähnt.

Die ersten Templer Jerusalems hatten wegen ihrer handwerklichen Fertigkeiten unter den Einwohnern der Stadt einen sehr guten Ruf genossen. Eine deutsche Zeitschrift schrieb in dieser Zeit über sie: »Den Nutzen dieser Handwerker sowohl für die 190 europäischen Bewohner Jerusalems als auch für die zahlreichen Reisenden wird jedermann ermessen können, der einmal bei eintretenden Defekten in seiner Ausrüstung einem arabischen Arbeiter in die Hände gefallen ist.«

Die Gemeinde in Jerusalem zählte in dieser Zeit schon 72 Mitglieder. Der Älteste Johannes Stoll schrieb in einer "Warte"-Notiz: "Unsere Gemeinde in Jerusalem erhält immer mehr Zuwachs; so hat in letzter Zeit *Fritz Kübler* mit seinem Schwager *Wieland* den Holzhandel hier angefangen und wird nebenbei noch die Metzgerei betreiben, während Wieland als Schreiner arbeiten wird." Allerdings wurde Stoll bald danach nach Haifa berufen. Das Ältestenamtsamt wurde daraufhin auf Wunsch der Gemeinde Jerusalem von *Philipp Rohrer* übernommen, dem Vater des späteren Tempelvorstehers Christian Rohrer. Er war der Bruder der vorhin erwähnten Babette Rohrer, die das Risiko eingegangen war, Christian Eppinger zu heiraten, obwohl sie ihn vorher noch nicht gekannt hatte.

Philipp Rohrer war mit Frau und zwei Kindern 1866 aus Neuffen nach Südrußland ausgewandert, wo er an der Gründung der Tempelsiedlung Orbeljanowka mitwirkte. 1873 vollzog er den zweiten großen Ortswechsel, indem er zu den Gesinnungsfreunden nach Jerusalem ging. Seinen Sohn Christian hatte er schon 3 Jahre früher im Alter von 10 Jahren zu Christoph Hoffmann in die neugegründete höhere Knabenschule in Jaffa gegeben, was für den Jungen zur lebenslangen Prägung wurde.

Eine weitere Persönlichkeit der Gründerphase von Jerusalem war auch *Karl Gottlob Kirchner*, ein Sattler aus Illingen bei Vaihingen/Enz. Kirchner war mit den Jerusalemsfreunden in Kirschenhardthof bekannt geworden und zu ihnen übergetreten. In seinen Lehr- und Wanderjahren hatte er Paul Aberle kennengelernt und

später auch dessen Schwester *Johanna*, die er dann heiratete. 1869 war die Trauung durch den Tempelvorsteher Christoph Hoffmann in Jaffa. Ein Jahr später übersiedelte das Ehepaar nach Jerusalem. 1875 bezogen sie ein neuerbautes Haus in der Rephaimebene, in dem Karl Kirchner die Herstellung von Wein und einen Weinhandel betrieb. Nach Ansicht seines Enkels Rolf Kirchner (in dessen Lebenserinnerungen vermerkt) muß dies wohl das spätere Gasthaus Lendholt gewesen sein.

Etwa um die Zeit, als die Kirchners in die neue Kolonie übersiedelten, packte ein weiteres Templer- Ehepaar in Jaffa seine Koffer, um nach Jerusalem hinaufzuziehen. Es waren *Abraham Fast* und *Maria geb. Frank*, die Großeltern unseres unvergessenen Walde Fast. Abraham Fast stammte aus den Mennoniten-Gemeinden an der Molotschna und hatte sich noch an der Gründung der Kolonie Tempelhof am Kaukasus 1869 beteiligt. Als Tischler von Beruf, betrieb er in Jerusalem zuerst eine Tischlerwerkstatt und daneben eine Schankwirtschaft in der Nähe des Jaffatores. Später ist aus der Schankwirtschaft dann eines der führenden Hotels Palästinas geworden und einer der Söhne hat mit seinem Reisebüro die Grundlagen des modernen Tourismus in Palästina gelegt.

Am Neujahr 1876 fand die erste Versammlung im neu erbauten Gemeindesaal statt, und 2 Jahre später verlegte Christoph Hoffmann die Jaffaner Schule sowie die Tempelzentrale in die Kolonie Rephaim. Etwa 100 Kamele waren erforderlich, um alle Einrichtungsgegenstände und Habseligkeiten des Tempelvorstehers, seiner Familie, der Lehrer und Schüler von Jaffa nach Jerusalem zu transportieren. Von da an wurden alle wichtigen Entscheidungen der Templer in Jerusalem getroffen. Eine neue Phase hatte für die Kolonie begonnen.

Wir sehen aus all den Schilderungen, daß die Jerusalemer Gemeinde ursprünglich also von Handwerkern gegründet worden war. Da gab es den Beruf des Schneiders, des Schlossers, des Sattlers, Tischlers, Schreiners, Müllers – alles Leute, die praktische Arbeit zu leisten bereit waren, die mit den Füßen auf dem Boden standen und die wußten, daß ein Gemeinwesen nur funktionieren kann, wenn man die Schwierigkeiten des Alltags meistert. Es waren in diesen ersten Jahren bis 1878 keine Theologen unter ihnen. Trotzdem ist es auffallend, welche große *religiöse Triebkraft* in ihnen lebendig war. Die genannten Männer und Frauen hätten den Aufbau im fremden Land sicher nicht bewältigt, wenn sie nicht den Glauben in sich getragen hätten, daß Jerusalem *ihre Bestimmung* war. In den heutigen Tempelgemeinden haben wir zahlreiche direkte Nachkommen der Jerusalemer Pioniere als Mitglieder unter uns. Ich denke, daß dies ein Zeichen dafür ist, daß die damalige Begeisterung im Glauben kein Strohfeuer war, sondern über die Generationen hinweg weitergewirkt hat. In diesem Sinne hat Jerusalem für uns Templer eine Bedeutung gehabt und wir sollten uns dankbar daran erinnern.

Peter Lange

Lesenswerte Bücher

Die hier vorgestellten Bücher sind unter den angegebenen Registrier-Nummern in der TGD-Bücherei zu finden. Interessenten können sie sich von einem Ältesten aushändigen oder durch die Verwaltung mit der Post zusenden lassen.

»... nicht jammern, Hand anlegen! – Christian Friedrich Spittler, sein Werk und Leben« von Karl Rennstich, Verlag Ernst Franz Metzgingen, 1987 (TGD-Registrier-Nr. R-512)

Man kann – glaube ich – Palästina-Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht schreiben, ohne immer wieder eine Person zu erwähnen, die mit dieser Geschichte untrennbar verbunden ist, obwohl sie nie selbst in Palästina gewesen ist: *Christian Friedrich Spittler*, den Initiator des Basler Missionswerkes und zahlreicher sozialer, pädagogischer und humanitärer Einrichtungen. Auch uns Templern – zumindest den älteren – sind viele Namen geläufig, die alle mit der Basler Mission und ihren Zweiggründungen zusammenhängen. Da wären zu nennen: Samuel Gobat, ein ehemaliger Zögling der Basler Mission, der später protestantischer Bischof in Jerusalem wurde; Johann Ludwig Schneller, der Hausvater der Basler Pilgermission St. Chrischona, dessen »Syrisches Waisenhaus« weltbekannt war; die Chrischona-Brüder Johann Christian Fallscheer (Großvater unseres verstorbenen Mitglieds Gerda Sdun), Conrad Schick (späterer Königlicher Baurat und Schöpfer zahlreicher Bauten in Palästina), Peter Martin Metzler (dessen Anwesen in Jaffa 1869 von den Templern übernommen wurde) und nicht zu vergessen: Christian Eppinger (siehe Bericht auf Seite 193 in diesem Heft). Wilhelm Hoffmann, der Bruder unseres Tempelgründers Christoph Hoffmann, war ab 1839 Inspektor der Basler Mission, und auch der Tempelgründer selbst war von Spittler nach Basel gerufen worden und verbrachte zwei Jahre als Inspektor an der Pilgermissionsschule auf St. Chrischona.

Spittler, dessen Leben und Wirken in diesem Buch lebendig und anschaulich dargestellt wird, war eine herausragende Gestalt des württembergischen Pietismus des vorigen Jahrhunderts (er stammte aus einer Pfarrfamilie im schwäbischen Wimsheim). Seine Gewissenhaftigkeit, seine Treue im Kleinen und ein grenzenloses Vertrauen in Gott, der aus kleinen Anfängen große Dinge bewirken kann, befähigten ihn, bei seiner Missionsarbeit über viele Schwierigkeiten hinwegzukommen und immer wieder neue Aufgaben anzupacken.

Nie war es ihm um Ruhm und Reichtum zu tun. Auch ein Heiliger wollte er nicht sein. Er nannte sich selbst einen »Handlanger Gottes«, Gott allein wollte er in der Welt Geltung verschaffen. Sein Leben war bestimmt von dem Gedanken, mit seinen geringen Kräften so viel als möglich dem Reich Gottes zu dienen. »Was hilft's,« sagte er, »wenn wir beim warmen Ofen und einer Pfeife Tabak die Notstände der Zeit bejammern? Hand anlegen müssen wir, und sei es auch nur ganz im Kleinen.« – Karl Rennstich ist zu danken, daß er diese Persönlichkeit der Vergessenheit entrissen hat.

Peter Lange